

Wie bewertet man Mundarttexte?

Wie entscheidet man also, ob der Verfasser eines Textes besonders preiswürdig, eingeschränkt preiswürdig oder eben (noch) nicht preiswürdig ist?

Es gibt ja Leute, die überhaupt nicht an objektive Maßstäbe glauben. Und von da ist es nicht weit zu der Vermutung, so eine Jury entscheide nach Lust und Laune und vielleicht auch nach Bekanntschaft und Verwandtschaft. In der Tat ist es nicht einfach, einen Menschen, den man - im Guten oder im Bösen - näher kennt, völlig unvoreingenommen zu beurteilen. Die Stadtverwaltung hat dem vorgebeugt, indem sie ein Verfahren anwandte, das vielfach für Beurteilungen empfohlen wird: Sie versah die eingereichten Texte einfach mit Codenummern, Namen wurden keine genannt. Von zwei, drei Gedichten abgesehen, die man bei anderer Gelegenheit schon mal gehört hatte, tappten die Mitglieder der Jury also im Dunkeln, sie waren allein auf ihre Kenntnisse angewiesen, oder anders formuliert: Man war den Texten selbst restlos ausgeliefert. Verdachtsmomente gab es schon, man tippte hin und wieder auf eine bestimmte Person als Autor(in), aber nicht immer haben sich solche Annahmen bestätigt.

Wer aber ist in diesen Dingen überhaupt urteilsfähig? Der Stadt, die die Juroren berief, ging es um Sachverstand. Das heißt vor allem: profunde und detaillierte Kenntnis der Heppenheimer Mundart, ein unbestechliches Ohr für ortsfremde Abweichungen oder unpassende Neuerungen, Vertrautheit mit alten, oft schon ausgestorbenen Wörtern und Wendungen, dazu ein sicheres Gefühl für ausgewogene, tragbare

Veränderungen. Das heißt ferner: Kenntnis verschiedener Mundarten, damit verbunden die Fähigkeit zu vergleichen, Hintergrundwissen über das Verhältnis von Hochsprache und Mundart, und nicht zuletzt Gefühl für stilistische Feinheiten. Kaum denkbar, daß man das alles in einer Person vereinigt findet. Da es um die Mundart der Stadt Heppenheim geht, dachte man zuerst an die Praktiker:

Karl Vock, der Mundart redet im Alltag und bei Festveranstaltungen, der in ihr aufgewachsen und weiterhin in ihr verhaftet ist und darum ein untrügliches Gefühl für Echtes und Falsches besitzt, und ebenso

Hans Lorenz alias "Schnorres", der die Mundart auch in der Tageszeitung hegt und pflegt und zugleich wertvolles Sachwissen aus seinem früheren Beruf einbringt.

Beide nahmen eine herausragende Stellung unter den Juroren ein sie erhalten die Mundart und prägen sie zugleich. Sie allein bildeten das Zentrum der Jury. Von ihnen kamen die meisten Vorschläge, und gegen sie fiel keine Entscheidung, wer vor ihnen keine Gnade fand, hatte verspielt.

Da aber auch Kompetenz über die Orts- und Landesgrenzen hinaus gefragt war, kamen die "Professoren" hinzu. Nicht den Akademikern wurden Kontrolleure aus dem Volk zugeordnet, wie gelegentlich behauptet wurde, umgekehrt wird ein Schuh draus: die Mundartkenner und -sprecher selbst wünschten übergreifendes Fachwissen. So berief die Stadtverwaltung weitere Juroren:

Erika Bauer, Professorin in Tübingen, die ihre Doktorarbeit über die Mundart Heppenhems und der angrenzenden Orte geschrieben hat, ohne die eigentlich nichts laufen sollte, und die leider aus gesundheitlichen Gründen ausscheiden mußte;

Dr. Roland Mulch vom Südhessischen Wörterbuch in Gießen, der die Mundartunterschiede in Ried und Odenwald wie kein anderer kennt und

gerade deshalb legitimiert ist, Prognosen über das Schicksal der Mundart abzugeben;

Heinz-Rudi Brunner, Professor in Heidelberg, alter Heppenheimer, der selbst Gedichte schreibt, auf hochdeutsch, und deshalb in zweierlei Hinsicht kompetent ist;

Ulrich Engel, Professor an der Universität Bonn, der seine schwäbische Mundart nicht nur kennt und pflegt, sondern (unter Schwaben) auch spricht, dem man nun, nach zwanzig Jahren in Heppenheim, die Fähigkeit zu vergleichender Bewertung zutraute;

und dies alles zusammengehalten von dem heimatverbundenen, stets auf Ausgleich bedachten **Werner Wirth**, der die Sache ins Leben gerufen, den der Tod viel zu früh abberufen hatte.

Die Juroren hatten kein im voraus festgelegtes Programm, sie erarbeiteten sich ihre Maßstäbe beim Lesen der Texte und den Gesprächen darüber. Meist machte einer Vorschläge, die anderen modifizierten sie. Schließlich wurde man sich darüber einig, daß die Bewerber an insgesamt sieben Forderungen gemessen werden sollten. Mit Wunderkindern, die alle Forderungen optimal erfüllen würden, durfte nicht gerechnet werden. Deshalb war bei jedem Punkt sorgsam abzuwägen, inwieweit der Bewerber den Erwartungen gerecht wurde; aus Soll und Ist war dann das Gesamturteil zu ermitteln.

Es handelte sich um folgende Forderungen:

1. In dem vorgelegten Text soll die **besondere Ausdruckskraft** der Mundart, gerade auch im Vergleich zum Hochdeutschen, zur Geltung kommen.
2. Der Inhalt soll **auf originelle Art** dargeboten werden.

3. Das Vorgebrachte soll besonders **treffend** gesagt werden.
4. Die Mundart soll **in reiner Form** wiedergegeben werden.
5. Der Beitrag soll **nicht nur Unterhaltungswert** haben, er soll Charakteristisches über Land und Leute aussagen.
6. Es soll ein **interessanter Stoff** behandelt werden.
7. Der Beitrag soll eine **angemessene sprachliche Form** haben, sowohl was den Gegenstand als was das Können des Autors betrifft.

Weitere Bewertungsgesichtspunkte kamen von Fall zu Fall hinzu.

Die sieben Hauptforderungen, deren Reihenfolge keine Rangfolge darstellt, werden im folgenden näher erläutert und durch Beispiele illustriert.

Besondere Ausdruckskraft der Mundart

Es gibt Dinge, die kann man nur in der Mundart richtig sagen, und es gibt Dinge, die kann man mundartlich besser sagen als auf hochdeutsch. Dafür einige Beispiele:

Do war's, als wann mit aom Schlag en Bieneschwarm uffgehaiert hat ze summe.

Un wenn daonn die Kasette mit Musik schee laut laafe, dann is de Bock fett fa misch.

Denne, die wu en Dorscht ghatte häwe, wie wann se dem Selzer die Kutt geleckt hen, die hot's umghawe.

Die brou Brut waor tausendmol schlimmer wie en Schwarm Gailshermenze.

*Der ist dao rumstolziert wie en Gockel, wu graod im Hahnekaompf
gewunne ghatt hot.*

*Moi gure Wörter hāwe sou veel genutzt, wie wann de en Ochs ins Horn
petscht.*

*Wißt ehr, wer do aa immer woar? Des war der Wirthe Wernersche, vom
Maiberg is er immer owe runner kumme, der war aofach immer dao
gewāse.*

Das ist nicht nur farbige, bilderreiche Sprache, dahinter steckt eine festgefügte, bäuerlich-kleinbürgerliche Erlebniswelt, die den meisten Menschen unserer Zeit mit ihrer durch Massenmedien standardisierten Sehweise nicht mehr vertraut ist. Man kann diese Sätze natürlich ins Hochdeutsche "übersetzen", aber jeder solche Versuch zeigt, daß dann der Reiz des ursprünglichen Textes verlorengeht, die hochdeutschen Sätze wirken blutleer. Das bedeutet umgekehrt, daß ein Mundarttext nicht einfach dadurch herzustellen ist, daß man einen hochdeutschen Text mundartlich ausspricht oder schreibt - Satzbau, Wortwahl, die gesamte Ausdruckskraft bleibt dabei auf der Strecke. Wie unecht Hochdeutsch wirkt, wenn es nur notdürftig mundartlich überfirnist ist, zeigen folgende Beispiele:

Isch lieb Häppruumerisch.

Uff de Kaschdaonje waan mer sehr verrückt.

*Mit Hilfe seiner Bäuerin
war die äscht im Seiwache drin.*

Mundart, wirkliche Mundart läßt sich eben nicht konstruieren, nicht Wort für Wort aus dem Hochdeutschen übertragen, der ganze Satz, ja der ganze Text muß mundartlichen Geist atmen.

Originalität der Darbietung

Das Gemeinte soll in besonders eindrucksvoller, durchaus auch ungewöhnlicher Form dargeboten werden. Lehrbuchdeutsch, Bürodeutsch ist nicht gefragt, auch einfache Wiedergabe bekannter Geschichten nicht - der Autor muß sich schon etwas Besonderes einfallen lassen. Wie das gemacht werden kann, zeigen zwei Beispiele:

Do is gonz zufellsch de Jäger vorbeikumme un hot des Schnarsche gehäijert. "Moin Gott", horrer gsao, "die Aold schnarscht jo schun äiwisch un drei Daog! Äwwer heit iwwertreibt se's. A, do fliege jo schunn die Ziggel vum Daach."

Die Mudder, also die Oma Wine, die haot uf de Agger gemißt unn moin Ungel der hät uff moi Mudder ufbasse solle. Die war sellemols sou ungfähr zwa orrer drei Jaohr aold. Unn weil der Houdriggel dadezu iwwerhaupt kaon Sinn ghadde haot, do haot der sisch waos eufalle laosse. Unn zwa haot der Glouwe soi klaonie Schweschder korzerhaond uff de Holtborrem gehockt unn haot se mit erm Klaad foi seiberlisch uff em Borrem ougenagelt unn iss fort. Do haot se net umfalle unn aa net fortrenne kenne. Wie daonn die Mudder vum Agger haomkumme is, do haot die arm Klao nadierlisch färschterlisch lammendiert unn laut geblätzt.

Treffender Ausdruck

Die Mundart kann Gedanken besonders knapp und deutlich, damit treffend ausdrücken, auch wo die Hochsprache umständlich umschreiben muß. Die folgenden Beispiele würden sich auf hochdeutsch seltsam ausnehmen, Teile ließen sich einfach nicht angemessen wiedergeben:

Unn der Knächt Johann hott en gure Appedit ghadde, unn waonns emol Butter gäwe hott, horre die gaonz dick uffs Brout gschmeert. Der Bauer

*hott dess ganett gern gsäihe unn hott en gaonz bäis ougeguckt unn hot
gsaot: "Johann, die Butter iss deier!" Do hott der Johann gsaot: "Isch
waaß, sie iss äwwe aa gut." unn hot fescht weirere gschmeert.*

*Finf Daog laong deen die griene Aijer läije,
sou grie,
wie die noch kaoner hot esse kenne -
noch net emol zum Veschenke
kennt mer die nemme -
vunn wäije!*

Reinheit der Mundart

Diese Forderung schließt alles aus, was nicht "echt mundartlich" klingt, was zu unbekümmert Anleihen beim Hochdeutschen macht. Es versteht sich, daß die meisten Bewerber diese Forderung weitgehend erfüllten. Aber Ausrutscher, Mängel gab es bei allen. Dazu eine kleine Blütenlese:

Des waa uns e vertrautes Bild.

Die ... warn lengscht in moi Vorhaawe oigeplant.

Mit de Sigg, de Tochter, is se heit noch verbunne.

Das ist, mit Verlaub, papierenes Deutsch, Schreibdeutsch mit mundartlicher Tünche. Jeder gebürtige Heppenheimer würde sich, wenn er ungezwungen redet, ganz anders ausdrücken.

Unser Reinheitsgebot bezieht sich also in erster Linie auf die Wahl der richtigen Wörter und Wendungen. Daneben ist auch die korrekte (also mundartliche) Aussprache gemeint. Dieser Punkt spielte allerdings in den Überlegungen der Jury eine geringe Rolle, weil jeder Autor seine eigene Umschrift der Mundartlaute hatte (im vorliegenden Band ist die Mundartschreibung von kundiger Hand überarbeitet worden) und oft

nicht eindeutig festgestellt werden konnte, welcher Laut eigentlich gemeint war.

Keine Unterhaltungsliteratur

Mehr als alles andere hat im vergangenen halben Jahrhundert dem Ansehen der Mundart die Art geschadet, wie man in der Öffentlichkeit mit ihr umging. Bei allen erdenklichen Gelegenheiten - Hörfunk- und Fernsehsendungen, Vereinsfeiern u.a. - hatten Mundarttexte, häufig gereimt, die einzige Aufgabe, zur allgemeinen Erheiterung beizutragen. So etwas wirkt sich natürlich auch auf die Themenwahl aus. Meist waren es belanglose Alltagsereignisse, Geschichtchen, die man von Friesland bis Oberbayern hören kann, die die Regenbogenpresse und Supermarktprospekte beleben: die sollten, zur Abwechslung in mundartlichem Gewand, die Leute zum Lachen bringen. Lächerlich gemacht wird damit auch die Mundart selbst.

Freilich ist jeder, der Mundarttexte schreibt, ständig in Gefahr, ins Banale, billig Unterhaltende und damit auch Untypische abzugleiten. Und nicht alle, die sich am Mundartwettbewerb beteiligten, vermochten der Versuchung zu widerstehen, sich um schneller Lacherfolge willen in die Niederungen anspruchsloser Allerweltswitze zu begeben. So konnte es geschehen, daß zwei junge Bewerberinnen, beide sehr begabt, beide vielfältig in ihrer Mundart verhaftet, als nicht preiswürdig befunden werden konnten, und dies nur des Inhalts wegen. Dabei haben beide erst jüngst bewiesen, daß sie wirklich dem Volk aufs Maul schauen können, daß sie wissen, was typisch ist in ihrem Stadtteil, daß sie erfaßt haben und auf unnachahmliche Art wiederzugeben verstehen, wie die Leute wirklich leben, denken, reden. Man möchte sie ermuntern, nicht nachzulassen in ihrem Eifer, ihr Können aber an Gegenständen auszuprobieren, die der Mühe wert sind. Daß es anders geht, daß die Mundart sich durchaus seriöser Themen annehmen kann, zeigen viele Beiträge in diesem Band:

etwa wenn die unvergleichliche Atmosphäre in und um Max Medickes Drogerie beschworen wird, wenn der Text auf dem Kriegerdenkmal ("Den kommenden Geschlechtern zur Nacheiferung") zum Nachdenken anregt, wenn erzählt wird, "wie's früher zugange is" bei den Bauern, wenn der Aberglaube früherer Generationen zwei umfangreichen Erzählungen den rechten Hintergrund gibt.

Man sieht: Mundart ist keineswegs auf bestimmte Themen festgelegt, am wenigsten auf die gemeinhin leider bevorzugten. Wer die Mundart auf das Komische reduziert, gräbt ihr das Wasser ab.

Natürlich hat das auch mit dem folgenden Punkt zu tun.

Zu den Inhalten

Die meisten Beiträge dieses Buches befassen sich mit früheren Zeiten, ihren Menschen, ihrer Lebens- und Arbeitsweise, ihrem Glauben und Aberglauben, ferner mit mundartlichen Ausdrücken, die man nicht mehr hört, die mancher noch verstehen würde, aber selber nicht mehr gebraucht. Diese Orientierung auf die Vergangenheit hin ist gut und wichtig, weil auf diese Art die Lebenswelt früherer Generationen wenigstens im Rückblick festgehalten wird, auch weil nur im Vergleich mit dem, was vordem war, unsere Gegenwart richtig eingeschätzt werden kann. Vieles von dem, was hier erzählt wird, ginge unwiederbringlich verloren, in zwanzig Jahren wäre vielleicht keiner mehr da, der davon berichten könnte.

Wäre dies aber alles, so könnte der Verdacht entstehen, die mundartliche Ausdrucksweise sei ihrem Wesen nach an diese vergangene Welt gebunden, und daraus ließe sich leicht schlußfolgern, daß auch die Tage der Mundart gezählt seien. Da stimmt es zuversichtlich, wenn man auch Texte findet, die sich mit der lebendigen Gegenwart beschäftigen. Mag der Klapperstorch - wie der echte Storch - unsere Gefilde meiden und

auch der Belznickel/Benznickel unseren Kindern keine Angst mehr machen, so zieht doch der Schäfer noch mit seiner Herde übers Land, gibt es noch Maikäfer, Vogelscheuchen und Kerschemischel, ja, und es werden auch noch Schweine geschlachtet; sogar über einen Hebekran und über Umweltprobleme läßt sich in Mundart reden. Kein Zweifel: die Heppenheimer Mundart ist flexibel, sie kommt auch mit Erscheinungen der modernen Zivilisation zurecht. Und das dürfte ihr Überleben sichern. Die Mundartfreunde können aufatmen.

Es versteht sich, daß die Preisrichter auch die gewählten Inhalte berücksichtigt haben. Dabei wurde nicht nur die Überlieferung des Vergangenen positiv bewertet, sondern auch der Blick auf Neues. Bedingung war bei alledem, daß der Inhalt die typisch mundartliche Lebenswelt widerspiegelt, also Heppenheim und sein Umland, Familie und Beruf, Sagen und Märchen, die täglichen Freuden und Sorgen der Menschen. Es gibt daneben Bereiche, für welche die Mundart weniger taugt, etwa für akademische Disputationen (auch wenn die Schweizer das trotzdem für möglich halten), für politische Nachrichten, für Touristikwerbung und manches andere - da greift man besser zum Hochdeutschen.

Zur Angemessenheit der sprachlichen Form

Zu diesem Punkt kann man leider nichts sagen, ohne einigen der Autoren, anonym versteht sich, auf die Füße zu treten; dennoch muß auch dieses Kapitelchen geschrieben werden.

Das Problem besteht darin, daß so viele Autoren meinen, zur Mundartliteratur gehöre zwangsläufig die Versform. Ich weiß nicht, wer diesen Unfug in die Welt gesetzt hat. Die besten Mundarttexte, die ich kenne, sind in Prosa geschrieben: Fritz Reuters und Klaus Groths Dichtungen, Niebergalls "Datterich" (ein Stück in Darmstädter Mundart,

vor 150 Jahren entstanden), Gerhard Raffs schwäbische Geschichten. Wer Prosa schreibt, befindet sich also in guter Gesellschaft. Reimen will gelernt sein, Versemachen (was ja nicht dasselbe ist) auch. Es ist keine Schande, es nicht zu können. Aber es ist ärgerlich, wenn jemand einen guten Text verdirbt, indem er ihn in Verse und Reime zwingt, in die er nicht paßt. Und leider ist das nicht ganz selten passiert.

Da begegnen Sätze, die nur deshalb so holprig wirken, weil sie sich dem Versmaß nicht fügen wollen:

*Im dreißigjährische Kriesch felkt daonn dem Ärbischof vun Moinz
das Oheraomt Starkenburg 1623 werrer zu,
1650 kommt daonn aa noch die Bergstroß dezu.*

*Heit sin die Kinne jo veel schlauer,
früher häwe die Mädschin Ball gespeelt an die Kerchemauer.
Die Biuwe häwe Kersche geklaut, me solls nett glawe,
de Fëldschütz horren de Asch voll ghawe.*

*Vormools hot me de Spinat gewäsche, aobgebrieht un dorchgelaijert,
die jung Generation heit find des bescheiert.*

Auch die Reime wollen oft nicht stimmen:

*Un waos war's im Winter sou gemütlisch
in die Grousmotte ejne Kisch.*

*Was do noch alles uff uns zukimmt,
weil in de Nadur fascht nix mäi stimmt.*

*Mer brauchte kaon Fernseh und kao Kassette
mer hawe uns selwer die Zeit verträwe.*

*Dann brauche mer kaon Urlaub in Teneriffa
mer sitze im Gaorde un esse Pizza.*

Bisweilen stimmen die Reime nur auf hochdeutsch, aber nicht in der Mundart.

Oft muß um des Versmaßes willen die Wortstellung verbogen werden:

*Unäidisch mä sisch sälwer schickganiert,
im Laaf vum Läwe sou veel bassiert.*

*Geraacht hämme haomlich e Zigarett,
aa waonn's gäwwe hot e Spur im Bett..*

Besonders störend wirkt sich das Weglassen des Verbs im Nebensatz aus. Dieses Verfahren, von Dichtern vor allem des 19. Jahrhunderts bisweilen angewandt, führt, wenn man es nicht perfekt beherrscht, häufig zu ungelenken, ja leicht komischen Sätzen:

*Rischdisch Auskunft gäwwe kaonn mä mirreme Stadtplaon blous,
weil unser Stadt schun arig grouß.*

*In de Ferie warn me Äijen läse,
daß me im Winte was zu esse.*

*De Vadder waor zufriede, daß sei Tochter gefunne
ein ordentliche Mann mit me gude Oikumme.*

Mögen solche Formulierungen in der Hochsprache unter Umständen zulässig sein - die Mundart läßt diese Verkürzung nicht zu. In der Mundart redet man, wie einem der Schnabel gewachsen ist; so aber, wie es diese Beispiele zeigen, redet kein Mundartsprecher.

Indessen soll, was Mundartautoren mit großer Freude und viel Mühe zu Papier gebracht haben, hier nicht weiter kritisiert werden. Wichtig ist doch vor allem, daß sämtliche in diesem Band vertretenen Autoren vielfältig bewiesen haben, daß sie ihre Mundart geradezu meisterhaft beherrschen - in Prosa. Warum, so fragt sich der geneigte, doch kritische Leser, muß es denn immer gereimt sein? Wer frisch von der Leber weg

redet, der redet doch in Prosa, in der Regel wenigstens. Und in Prosa läßt sich ohnehin vieles treffender, kompakter, einfach echter sagen als in mühsam zurechtgezimmerten und noch mühsamer gereimten Versen. Manchem der reimbesessenen Autoren dieses Bandes möchte man deshalb empfehlen: Bleib bei deinem Leisten, schreib also, wie Du's so meisterlich kannst, zeig uns die überwältigende Ausdruckskraft Deiner Mundart, die Du täglich sprichst, führ uns vor, worin Du uns so haushoch überlegen bist ... und schmälere nicht den Wert Deines Kunstwerks, indem Du es in eine Form pressen willst, die Du nicht beherrschst und die eigentlich auch keiner von Dir erwartet.

Zum Schluß

Dies also sind die Maßstäbe, an denen sich die Juroren orientiert haben, mit deren Hilfe sie versucht haben, möglichst gerechte Urteile zu fällen. Die anfänglichen Einschätzungen waren nicht in allen Fällen einhellig, aber immer ist es gelungen, einen Kompromiß zu finden, den alle mittragen konnten.

Die Jurymitglieder haben aus der Gutachtertätigkeit mancherlei gelernt. Sie werden es, sollten sie dieses Geschäft noch einmal zu betreiben haben, anzuwenden wissen.

Vielleicht vermögen die vorangegangenen, teils lobenden, teils kritischen Bemerkungen auch den Mundartautoren Anregungen zu geben, die sie bei ihrer künftigen Arbeit verwerten können.

